

Rassismen“) öffnet in ihrem Anspruch den Blick auf die lange und verflochtene Geschichte von Rassismen. Der Aufsatz der Kultur- und Religionswissenschaftlerin Ulrike Brunotte verdient in dieser Sektion besondere Aufmerksamkeit, bietet er doch zahlreiche interessante Impulse, europäische Auseinandersetzungen zu „Jewishness“ und der „construction of otherness“ (S. 239) zu verknüpfen. Brunotte konzentriert sich auf die im europäischen Mittelalter kursierenden Hypothesen zu den „zehn verlorenen Stämmen Israels“. Im Kontext der Kolonisierung Amerikas wurde dieses Mysterium von den Puritanern aufgegriffen, welche die „Native Americans“ nun als Abkömmlinge der „Zehn verlorenen Stämme Israels“ identifizierten. Durch diese Erzählung konnten die Puritaner auf der einen Seite die Native Americans als „vagabond race“ und unzivilisiert darstellen und gleichzeitig die Konversion der vermeintlichen Juden zum Christentum betreiben. Brunotte zeigt mit ihren Ausführungen nicht nur, dass eine Trennung in (Kolonial-)Rassismus und Antisemitismus unhistorisch ist (etwa auch in der Bedeutung und dem Transfer des Kannibalen-Topos, S. 239), sie macht auch auf mythische und religiöse Versatzstücke aufmerksam, die für die Etablierung von rassistischen Denkmustern bedeutsam sind. Gleichzeitig zeigt diese Analyse exemplarisch, dass der zeitlich festgelegte Rahmen des Sammelbands „ab 1700“ für eine tiefgründige Erforschung von Rassismus eher hinderlich ist.

So bleibt der Gesamteindruck nach der Lektüre des Sammelbands insgesamt recht ambivalent. Positiv hervorzuheben ist besonders der Versuch, die internationale Rassismusforschung mit dem Blick

auf transnationale und verflechtungsgeschichtliche Perspektiven zu erweitern und mit Hilfe von „Dimensionen von Verflechtungs- und Transferprozessen“ (S. 9) ein Analyseraster aufzustellen, welches wiederum den Blick auf Rassismus und dessen Akteure im Transfer richtet. In diesem Sinne stellt der Sammelband einen wichtigen Beitrag auch zur Diskussion um historische Perspektiven von Rassismus in der deutschen Rassismusforschung dar. Es bleiben jedoch konzeptionelle Fragen (vor allem zum Rassismusverständnis und zur zeitlichen Eingrenzung der Thematik) und inhaltliche Ungenauigkeiten (etwa zum Bereich „Kolonialrassismen“ und zur Begriffsgeschichte des Rassismus), die einer weiteren Auseinandersetzung bedürfen. Als Geschichtslehrer würde ich mir weitere solch ambitionierte wissenschaftliche Studien zu Rassismus in historischer Perspektive wünschen, die noch konkreter die „nationalstaatlichen Verengungen“ (S. 9) aufbrechen können.

**Emily Clark / Ibrahima Thioub / Cécile Vidal (Hrsg.): New Orleans, Louisiana & Saint-Louis, Senegal. Mirror Cities in the Atlantic World, 1659–2000s, Baton Rouge: Louisiana State University Press, 2019, 253 S.**

Rezensiert von  
Jutta Wimmler, Bonn

Der Sammelband von Cécile Vidal, Emily Clark und Ibrahima Thioub zeigt einen

konkreten Weg auf, gegen die zunehmend beklagte Marginalisierung afrikanischer Historiographie innerhalb der Atlantic Studies aufzutreten – und dabei beide Forschungsfelder zu bereichern. Die Dynamiken von Kolonialismus, Imperialismus, Sklavenhandel und Sklaverei greifbarer zu machen, indem die jeweils sehr unterschiedlichen, aber eben doch überlappenden und verflochtenen Prozesse und Erfahrungen in Nordamerika und Westafrika einander gegenübergestellt werden – das ist der Ansatz dieses Buches. Operationalisierbar gemacht wird dies durch den Fokus auf die beiden Hafenstädte New Orleans (Louisiana) und Saint Louis (Senegal), die auf je unterschiedliche Weise eine wichtige Position innerhalb des französischen Empire einnahmen. Das Unternehmen gelingt erstens durch die sehr ausgewogene Zusammenstellung der Beiträge (drei zu Saint Louis, drei zu New Orleans, drei übergreifend), zweitens durch eine gelungene thematische Anordnung der Aufsätze und drittens durch die Querbezüge der einzelnen Beiträge zueinander. Die Herausgeber:innen sprechen nicht von einem Vergleich, sondern von einer *Konfrontation* der Geschichte beider Städte: Prozesse, Ereignisse, Erfahrungswelten der einen Stadt sollen im Spiegel der anderen betrachtet werden.

Die Beiträge sind in drei thematische Blöcke aufgeteilt. Teil I „Negotiating Slavery and Freedom“ beginnt mit einem Beitrag von Martin Klein, der für Saint Louis des 18. und 19. Jahrhunderts von einer „slave economy“ spricht, die von lokalen Unternehmer:innen kontrolliert wurde – und zwar insbesondere von Frauen, allen voran den *signares*. Dass der Atlantikhandel für lokale Akteure in Saint Louis – ge-

rade für Frauen – auch Handlungsmöglichkeiten eröffnete, postuliert auch Jessica Marie Johnson in ihrem Artikel über das Schicksal der senegal-stämmigen Marie Baude, die ihrem französischen Mann nach New Orleans folgte, nachdem dieser im Zuge eines kuriosen Mordfalls zu einer Gefängnisstrafe in Nantes verurteilt und schließlich nach Louisiana versetzt worden war. Die Frage nach dem rechtlichen und sozialen Status der freien Frau aus dem Senegal, die sich mit der Überquerung des Ozeans in einem schwer fassbaren „Zwischenstatus“ wiederfand, steht im Zentrum dieses Beitrags. Die Sektion schließt mit Cécile Vidals Analyse des angespannten Verhältnisses zwischen Soldaten und Sklav:innen in New Orleans. Indem sie verschiedene Momente des Konflikts hervorhebt, hinterfragt sie erfolgreich den historiographischen Konsens, wonach die ähnliche soziale Stellung von Soldaten und Sklav:innen zu einer „Solidarität“ zwischen den beiden Gruppen geführt habe. Dieser erste Teil des Buches verkompliziert unser Verständnis von „Sklaverei.“ Klein und Johnson gewähren uns auf ihre je eigene Weise Einblick in das soziale Leben der beiden Städte – und mit Johnsons Kapitel zur Biographie der Marie Baude verfolgen wir die Unsicherheiten und Grauzonen, die sich bei einem „Übertritt“ von dem einen in den anderen Raum auftraten.

Teil 2 „Elusive Citizenship“ beinhaltet zwar kein Kapitel, das explizit zwischen den beiden Städten navigiert und verbindet, funktioniert aber umso besser in der Zusammenschau der hier versammelten Beiträge. Die Aufsätze von Marieke Polfliet, Rebecca Scott und Larissa Kopytoff zeigen gemeinsam auf, wie im 19. und 20. Jahrhundert Zugehörigkeit in Form von

Staatsbürgerschaft verhandelt wurde. Alle drei Beiträge illustrieren, dass *Nationalität* und *Staatsbürgerschaft* im (erweiterten) französischen Empire Verhandlungssache waren – je nach lokaler Situation wurden Regelungen angepasst oder schlicht nicht umgesetzt. Polfliet berichtet über französisch-stämmige Sklavenhalter in New Orleans, die nach der Abschaffung der Sklaverei durch die französische Regierung 1848 um ihre französische Staatsbürgerschaft bangen. Rebecca Scott betrachtet die Bevölkerung afrikanischer Herkunft in New Orleans, die sich im 19. Jahrhundert mit ihren staatsbürgerlichen Rechten auseinandersetzte und dabei in Frankreich und ihren karibischen Kolonien geführte Diskurse sowie dort formulierte rechtliche Bestimmungen aufgriff. Mit Larissa Kopytoff begeben wir uns wieder in den Senegal, wo Anfang des 20. Jahrhunderts ebenfalls eine komplexe Debatte um Staatsbürgerschaft geführt wurde. Es geht um den Status der sogenannten *originaires* – die Bewohner von Saint-Louis, Gorée, Dakar und Rufisque. Auch Polfliet hatte kurz Richtung Senegal geblickt und wie Kopytoff festgestellt, dass hier eine Unterscheidung zwischen Nationalität und Staatsbürgerschaft eingeführt wurde, um die Eroberung sklavenhaltender Gesellschaften in das Empire möglich zu machen, ohne sich mit einer „Abschaffung“ dieser Praktiken (und damit auch potentiellen Konflikten) auseinanderzusetzen zu müssen.

Der Beitrag von Ibra Sene fügt sich nicht ganz so nahtlos in diese Sektion ein, wirft aber nichtsdestoweniger Fragen der Zugehörigkeit und des kolonialen Verwaltungsapparates auf. Sene untersucht die Entwicklung des Gefängnisses von Saint Louis von 1830 bis 1890 als zentrales –

und oft übersehenes – Werkzeug eines beginnenden Kolonialismus. Wie Sene aufzeigt, waren die Insassen des Gefängnisses häufig „freigelassene“ Sklav:innen, die einerseits im Gefängnis zu Zwangsarbeit verpflichtet, andererseits auch in andere französische Kolonien verschickt wurden. Hier ergeben sich wichtige Anknüpfungspunkte zu der Debatte, inwiefern der koloniale Staat in Afrika Sklaverei nach deren offizieller „Abschaffung“ durch andere Praktiken munter weiterführte bzw. durch „Freilassung“ andere Formen der (Arbeits)ausbeutung überhaupt erst möglich machte. Parallelen zu den USA drängen sich auf. Im dritten und letzten Teil des Buches „Mythic Persistence“ stehen imaginierte Vergangenheiten im Zentrum. Emily Clark und Hilary Jones betrachten in ihrem gemeinsamen Beitrag die Genese des Mythos der exotisierten „mixed-race woman“, am Beispiel der senegalesischen *signares* und der New Orleans *quadroons*. Dabei verweisen sie auf Einflüsse des orientalistischen Diskurses und ähnlicher Topoi aus dem karibischen Raum. Sie postulieren keine direkte und lineare Beeinflussung zwischen dem Bild der *quadroon* und jenem der *signare*, sondern wollen auf eine komplexere Verflechtung aufmerksam machen. Diese Sektion schließt mit dem Beitrag von Bruce Boyd Raeburn, welcher weniger der „reellen“ als der imaginierten Verbindung zwischen Senegambien und New Orleans im Bereich des Jazz nachgeht. Unabhängig davon, ob dem berühmten Jazz von New Orleans senegambische Wurzeln nachgewiesen werden können, sei doch die mythische Konstruktion einer solchen Verbindung für ein Verständnis der Entwicklung dieser Musikrichtung höchstrelevant. Diese stärkt das

„afrozentrische Image“ des New Orleans-Jazz bis heute.

In diesem Buch geht es nicht darum, für oder gegen eine Ähnlichkeit der beiden Städte zu argumentieren. Vielmehr scheint eine Art Dezentrierung oder vielleicht besser eine Öffnung regional begrenzter historiographischer Perspektiven stattzufinden. Wichtig ist diese Art der Konfrontation, weil die afrikanische Geschichtswissenschaft allgemein schlecht in die Atlantic History integriert ist. Die Kategorien „Kolonialismus“, „Sklaverei/Sklavenhandel“ und „Imperialismus“ finden in beiden Historiographien Anwendung, doch ihr Inhalt unterscheidet sich – ebenso wie die Wechselwirkung zwischen den dreien. Durch die „Konfrontation“ schärfen die Autor:innen den Blick auf diese Wechselwirkungen und tragen damit zu einem besseren, regional übergreifenden Verständnis dieser drei verwobenen Prozesse bei (etwa zu der Frage, wie sich „Staatsbürgerschaft“ zu „Kolonialismus“ verhält).

Während Saint Louis und New Orleans in diesem Buch mit Leben gefüllt und in ihrer Dynamik beleuchtet werden, bleibt der dritte atlantische „Pol“ insgesamt auffallend blass. Frankreich ist keineswegs abwesend, aber es erscheint im Vergleich zu den dynamischen „Peripherien“ fast ein wenig schwerfällig, in jedem Fall recht weit entfernt. Vor allem ist Frankreich ein Staatsapparat, ein Gesetzgeber, vielleicht ein Diskursraum. Was wäre passiert, hätte man als dritte Hafenstadt etwa Nantes einbezogen? Wenn man Martin Kleins Analyse der lokalen Akteure im Atlantikhandel von Saint Louis mit einer ähnlich gelagerten Untersuchung für Nantes „konfrontiert“ hätte? Wenn man in Frankreich geführte Staatsbürgerschaftsdebatten nicht

nur bezüglich kolonialer Territorien, sondern in Hinblick auf Frankreich und Europa in den Blick genommen hätte? Oder die französische Erinnerungskultur zum transatlantischen Sklavenhandel in Nantes „im Spiegel“ der Inszenierung von Saint Louis und New Orleans als „kreolische Städte“ betrachtet hätte? Eine „Konfrontation“ mit afrikanischer und amerikanischer/atlantischer Historiographie würde auch der europäischen Geschichte guttun – und ein sehr notwendiges Gespräch eröffnen.

Die Herausgeber:innen und Beiträger:innen dieses Sammelbandes haben ein überraschend kohärentes Werk vorgelegt, das zu ebensolchen Gedankenspielen einlädt. Sicherlich lässt sich über bestimmte Aussagen der einzelnen Beiträge diskutieren – sei es Martin Kleins resolut vorgebrachter Standpunkt, dass wir es im Senegal definitiv mit „Sklaverei“ zu tun haben (S. 48), Ibra Senes Annahme, dass das Gefängnisssystem in Frankreich (im Gegensatz zu jenem im Senegal) auf Rehabilitation ausgerichtet war (S. 115); oder Bruce Boyd Raeburns recht eigenwilliger Einsatz des Orientalismus-Begriffs. Doch das schmälert weder den Wert der einzelnen Beiträge, noch jenen des Buches insgesamt. Es ist beeindruckend, wie zwei – bei allen Ähnlichkeiten – doch sehr unterschiedliche Hafenstädte, und vor allem deren Historiographien nicht nur zusammengebracht, sondern auch argumentativ zusammengehalten werden. Es bleibt zu hoffen, dass dieses Buch zu ähnlich angelegten Studien anregt – hier liegt Potenzial, Fachrichtungen zusammenzubringen und dadurch neue Perspektiven für die Geschichtswissenschaft insgesamt zu eröffnen.